

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 47 (1943-1944)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Heimkehr  
**Autor:** Schieber, Anna  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667730>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Heimkehr

An einem dunklen Wintertag gegen den Abend hin war ein Weib unterwegs. Sie trug einen kleinen Handkoffer, aber man hätte denken sollen, daß sie außerdem noch schwer beladen sei; denn sie ging mühselig, stand hie und da still und wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn, als ob da Schweiß wäre.

Sie sah blaß aus und hatte ein sonderbar un- lebendiges Gesicht. Auch die Bewegungen waren gehalten und wie ängstlich; man konnte meinen, daß sie keine weiten Räume gewöhnt sei, und etwa das habe, was man Platzangst nennt.

Das stimmte auch alles. Das Weib kam aus dem Zuchthaus, in dem sie zweieinhalb Jahre lang ein Verbrechen gebüßt hatte: sie hatte einen Meineid geschworen. Nun war sie auf dem Weg nach Hause. Als sie den Bau mit den schweren eisernen Türen und den vergitterten Fenstern verlassen hatte, waren ihre Augen scheu und hilfeschend umhergegangen: ob da nicht einer stehe, an einer Straßenecke oder unter einer Toreinfahrt, der, wenn er sie sehe, herauskomme und an der Hand nehme? An der Hand nehmen, das konnte sie nicht erwarten, das war vielleicht zu viel verlangt. Aber doch etwa Grüß Gott sagen, und dann neben ihr hergehen. Den Koffer konnte sie selber tragen, das war nicht schlimm, aber sich selber, das war die Sache! Sich selber konnte sie nicht gut tragen; sie war plötzlich so offen ausgeliefert, sie sehnte sich nach Wänden.

Ach nein, sie sehnte sich nach etwas ganz anderem.

Es war da um und um keiner gewesen. Der Pfarrer oder der Direktor, einer von beiden hatte heimgeschrieben an den Mann, daß sie an diesem Tag und zu einer bestimmten Stunde frei werde. — Nun ja, er war also nicht gekommen. Um Grunde hatte sie es ja wohl nicht verlangen können. Sie wußte ja auch den Weg. Sie richtete es so ein, daß es dunkel war, wenn sie durch das Städtlein gehen mußte. Vielleicht wollte der Mann sie daheim erwarten; sie konnte ihm ja nicht zumuten, mit ihr durch die Straßen zu gehen. Das Weib hatte zwei Stunden mit der Bahn fahren müssen. Es war ein großes Glück,

daß da in dem Wagen niemand aus ihrem Ort saß, der sie dann erkannt hätte. Das mußte immer noch kommen, daß die Leute sie widersahen, aber es war doch gut, daß es sich etwas hinausshob. Dann, von der Station an hatte sie noch eine halbe Stunde weit bergan zu gehen; dort oben lag das Städtlein. Das Weib konnte nicht begreifen, daß der Weg so weit sei, er war früher kürzer gewesen; er war heute fast nicht zu erlaufen.

Anderseits war er auch wieder zu kurz. In der Nähe der ersten Häuser blieb die Heimkehrende stehen; es war da ein altes Kapellchen; es wurde nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt, innen lagen und standen behauene Steine und Reste von Zieraten umher. An die Mauer, die von der Straße abgekehrt war, lehnte sie sich an. Nun kam sie also heim. Sie hatte fünf Kinder. Das eine war blöd. Es war ein Mädchen, es mußte nun siebenjährig sein. Als kleines Kind war es ganz gesund gewesen; dann war eine böse Kopfkrankheit gekommen, davon war die Schwäche zurückgeblieben, es war nun nicht mehr erziehbar. Es wuchs, wurde groß und dick, aber es wollte immer getragen sein und beständig essen. Sie, die Mutter, hatte ihm auch getan, was sie irgend konnte, darin war sie mit dem Manne oft nicht einig. Der wollte das Kind, das ihm nicht mehr wie ein eigentlicher Mensch erschien, kurz gehalten wissen. Zeit und Mittel seien bei ihm schlecht angewendet, man müsse zuerst für die Gesunden sorgen. Um Grunde hatte er es doch auch lieb. Seine Schwester, die ledig in der Nähe wohnte, war es, die ihm damit in den Ohren lag. Die Heimkehrerin stellte sich vor, wie das Marielle — so hieß das kranke Kind — seine Arme um die Mutter schlingen und wie sie selber die dünnen blonden Härchen an ihr Gesicht drücken würde. Von da aus dachte sie leichter mit den andern in ein Verhältnis zu kommen.

Es war ja schwer genug. Sie hatte ihr Verbrechen begangen, um ihrem einzigen Bruder weiterzuhelfen, der außer Landes gegangen war. Sie wußte ihn an einem Diebstahl beteiligt, wegen dessen sie Zeugin war, und machte eine falsche Angabe, um keinen Verdacht auf ihn zu lenken.



Sie hatte vorher nicht genug bedacht, daß das ja doch nichts nützen konnte, und als sie einmal die falsche Aussage gemacht hatte, war sie schon eingespinnen gewesen und fand nicht mehr zurück. So hatte sie den lebendigen Gott ins Gesicht hinein belogen, ja beschworen. Der Volksglaube sagte, daß dem, der das tue, die Schwurhand zum Grabe hinauswachsen werde. Das war schauerlich!

Nein, sie hatte genug gelitten. Und nun war sie so trost- und liebebedürftig, daß es nicht zum Aussagen war. Es war in der Strafanstalt eine Aufseherin von besonderer Art gewesen, die sich öfters mit ihr abgegeben hatte. Sie hatte ihr gesagt, daß sie ihr Verbrechen aus Liebe begangen habe, und Gott achte die Liebe höher als alles andere. Es sei nicht so, daß er die Menschen, die gesündigt haben, verstoße. Wenn jeder, der in seinem Leben vor Gott gelogen habe, und das mit Wissen, von ihm verstoßen sein müßte, dann sähe es übel aus. Die Frage sei nur von den Menschen aus gesehen: ob die Sünde vor ihr Gericht komme? Dann müsse man sie bestrafen, denn wohin führte das sonst? Aber vielleicht sei es gut für den, der gesündigt habe, wenn seine Schuld herauskomme. Die verborgene Sünde sei viel schlimmer.

Ja, bei ihr war es also nun herausgekommen, und wie es jetzt werden würde, das konnte sie noch nicht wissen. Das mit Gott, daß er es ihr verzeihen werde, das wagte sie schon hie und da zu hoffen, und auch, daß ihr die Schwurhand nicht zum Grabe herauskommen werde. Aber das mit den Menschen, das war anders. Wenn sie soweit war, dann fiel ihr immer das Mariälein ein, und daß es sich an sie schmiegen werde; dann wurde es ihr warm ums Herz. Die andern Kinder, nach denen sehnte sie sich ja auch, wie sehr, das konnte man keinem Menschen sagen. Aber ob die sich nicht von ihr abwenden würden? Ach nein, das konnte ja nicht sein. Kinder waren Kinder. Sie wollte sich ganz um sie kümmern, um die Kinder und um den Mann, sonst hatte sie ja nichts auf der Welt. Es war ohnehin gut, wenn sie den andern Menschen vorläufig aus den Augen blieb.

Der Mann hatte sie hie und da besucht. Selten, aber doch ein paar Mal. Jetzt allerdings schon lange nicht. Er war dann immer ein wenig wort-

larg und verlegen gewesen, aber das war ja auch kein Wunder. Sie wollte ihm jetzt alles zuliebe tun. Sie hatte ja alle Veranlassung dazu, denn sie hatte ihm einen dunklen Flecken auf seine Ehre gemacht. Er hatte eine gute, unbescholtene Familie, die hatte sie auch bisher gehabt, aber das war jetzt vorbei. Daß die Schwägerin sie nie besucht hatte, das war zu verstehen, so unendlich dankbar die Gefangene ihr auch für ein gutes Wort gewesen wäre. Sie hielt zu ihrem Bruder, es schmerzte sie, daß er durch sein Weib solchen Schaden erlitten hatte. Das konnte die Heimkehrerin ihr nachfühlen, hatte doch auch sie zu ihrem Bruder gehalten. Das tat man, es lag im Blute. Sie, die Schwägerin, hatte in all der Zeit die Familie betreut. Die Frau mußte ihr dankbar sein für alles. Das war sie bis jetzt noch nicht. Es erschien ihr als ein Unrecht, daß sie es nicht war. Sie hoffte, daß sie die Dankbarkeit noch finden würde, bis jetzt litt sie nur unter dem Gedanken, daß die Kinder und der Mann in all der Zeit unter ihrem strengen und gerechten Urteil gewesen waren.

Als die Heimkehrerin sich eine Weile ausgeruht oder vielmehr gefaßt hatte, nahm sie ihr Herz in beide Hände und ging das letzte Stück vollends weiter. Sie sah ihre Heimat vor sich, es war ein niedriges Haus. Neben der Haustür war die Werkstatt des Mannes, der ein Wagner war. Es lagen und standen allerlei Geräte umher, die des Ausbesserns warteten. Die Werkstatt war geschlossen. Es war spät und wohl Nachtessenszeit. Auf der anderen Seite der Haustüre lagen die Fenster der Wohnstube. Sie waren hell erleuchtet, man konnte von der Straße in die Stube sehen.

Die Frau stellte sich unter das Fenster. Ihr Herz klopfte; es war zu hören. Drinnen war der Tisch gedeckt. Der Mann saß am Tisch und las die Zeitung. Hie und da sah er auf und schaute um sich; er sah auf die Uhr. Der älteste Sohn, der in die Realschule ging, lernte für sich. Er schrieb Zahlen in ein Heft. Er war gewachsen, das war natürlich, aber die Mutter fühlte einen Stich im Herzen, als sie ihn sah. Er sah dem Vater ähnlich. Er sah gescheit und tüchtig aus. Gewiß war hier im Hause kein Mensch, der einen Flecken an sich hatte. — In der Ecke waren die beiden jüngsten Kinder, sie kleideten sich aus, sie

hatten wohl schon gegessen. Sie lachten und zupften einander am Haar. Nun fehlt noch das größere Mädchen. Das trat soeben ein, es trug eine Schüssel mit Wasser, es wollte wohl die Kleinen waschen. Wo aber war das Mariele? Es war der Heimkommenden, als könne sie erst ins Haus und ins Zimmer treten, wenn das Kind, das ihrer bedurfte, darin sei.

Die Tante kam aus der Küche. Sie hatte ein strenges Gesicht. Gewiß hatte sie das Mariele ins Bett getan, und das Kind war nicht gewesen, wie es sein sollte. Das konnte es ja aber nicht, das arme Kind. Bei diesem Gedanken wagte es die Mutter. Sie ging durch eine unverschlossene Haustür und über den Vorplatz. Eigentlich hatte sie anklopfen wollen, aber das kam ihr nun doch unnatürlich vor. Irgendwie kam es um Marieles willen ihr unnatürlich vor. So öffnete sie mit zaghafter Hand die Stubentür. Sie stand da, sie konnte auf einmal nicht weiter. Sie behielt die Klinke in der Hand und sah die drinnen an. So hatte sie es manchmal in bösen Nächten in ihrem Bett in der Strafanstalt gesehen: so erschrockene und entsetzte Gesichter und so stumme Menschen.

Der Mann tat seine Zeitung weg und fuhr mit der Hand über das Gesicht, als ob er da etwas wegwischen wollte. „Grüß Gott“, sagte er dann bedrückt. Er sah zu seiner Schwester hin, die beugte sich zu den Kleinen hinunter. „Marsch jetzt mit euch ins Bett“, sagte sie hart. Die Kinder sahen zu der Frau hinüber, die immer noch an der Tür stand. Sie sahen aus, als ob ihnen der Buzemann erschienen sei, mit dem man hie und da Kinder schreckt, ohne daß sie im Grunde an ihn glauben. „Ist das die Mutter? Sieht sie nicht mehr?“ fragte der Knabe. Das Mädchen fing an zu weinen. Sie hatte Angst vor den gesprochenen Worten und vor der fremden Frau, an der ihr doch irgend etwas bekannt war. Die Tante nickte zur Antwort und wollte die Kinder in die Kammer führen. Sie sträubten sich aber, es war ihnen auch dort drinnen unheimlich. Die größeren Kinder traten zueinander, sie flüsterten mit vorgehaltener Hand.

Inzwischen hatte der Vater die Fassung gefunden. „Ich dachte, du kämest erst morgen, oder du gingest zuerst zu deiner Tante“, sagte er. Die Mutter hatte immer noch die Reisetasche in der

Hand. Der Mann nahm sie ihr ab. „Sitz und isß“, sagte er. Sie sah sich um, wo sie ihre Jacke und den Hut ablegen könne. Es war allerlei anders geworden in der Stube, sie fand sich nicht zurecht. Der Mann nahm ihr die Sachen ab. „Setz dich“, wiederholte er. Sie tat es, sie wußte nicht wohin mit sich. Ihre Augen gingen scheu umher. „Wo ist das Mariele?“ fragte sie endlich. Sie suchte nach einem Halt für ihr zusammenbrechendes Ich.

Da fanden alle ein Wort, das sie sprechen konnten. „Das Mariele ist gestorben.“ Es war doch etwas, das mitzuteilen war. „Es ist ihm gut gegangen“, sagte die Schwägerin. Es war ihr erstes Wort an die Heimkehrerin. Der Mann fügte hinzu: „Ich wollte es dir nicht schreiben; ich dachte, du erfährst es dann noch bald genug. Es ist von der Treppe gefallen, es ist ja überall herumgekrabbelt. Es hat das Genick gebrochen. Es war sogleich tot. Es hat nicht leiden müssen.“

Die Mutter saß mit starren Augen da. Es zerbrach etwas, was sie hätte halten sollen. Sie sagte nichts. Sie hatte sonst noch kein Wort gesprochen. Sie stand auf. Die großen Kinder wichen zurück; sie hatten ein Grauen vor dem starren Gesicht. Sie hatten Schreckliches von der Mutter gehört: daß sie einen Meineid geschworen hätte und im Zuchthaus säße. Wenn man es in der Nachbarschaft erfuhr, daß sie wieder da sei, dann gab es ein übles Geschwätz. Auch bei den Schulkameraden, überall. Sie hätten sich vertrieben mögen. Es regte sich nichts als Grauen in ihnen.

Die Mutter hatte eine Bewegung auf die Kinder zu gemacht, sie wandte wieder um. „Ich möchte ins Bett“, sagte sie. Sie sah umher. Dort war die Schlafkammertür. „Du schläfst für einmal in der oberen Kammer“, sagte die Schwägerin, „die Kleinen schlafen beim Vater. Sie hätten auch Angst.“

„Du hast noch nichts gegessen“, sprach der Mann. Das Weib zitterte leise. „Ich habe keinen Hunger“, sagte sie, „ich möchte nur ins Bett.“

Der Mann begleitete sie hinauf. „Die Kinder haben halt Angst“, sagte er. Er war verlegen und voller Unbehagen. Sie nickte nur. Das mußte sie doch verstehen. Solche Leute sollten nicht wieder heimkommen, dachte der Mann. Er hatte es lange



gewußt, daß sie in diesen Tagen kam. Er hatte es auch gewußt, daß sie heute kam, da gab es keine Ausrede. Aber er hatte sich nicht damit zu behagen gewußt. Es war eine harte Sache. Er stolperte schwerfällig wieder die Treppe hinab.

Es wurde nicht so bald dunkel im Hause. Die Schwester saß bei dem Bruder. Sie beredeten, was nun zu tun sei. „Du mußt jetzt wohl wieder gehen“, sagte er. „Es ist da nichts anderes zu machen. Sie ist die Mutter, daran ist nichts zu ändern. Es geschieht mir sauer, aber ich weiß sonst nichts.“ Sie redeten hin und her. „Du mußt dich scheiden lassen“, sagte die Schwester. Sie hatte ein jämmerliches Gewissen. Sie hatte den Kindern alle Schnüre zerrissen, die sie mit der Mutter verbunden hatten. Das war nicht mehr zusammenzubinden. Sie mußte nun recht behalten, sonst war es nicht auszuleben. Der Mann nickte schwer vor sich hin. Die Schwester hatte ja wohl recht.

Als alles still war im Hause, ging ein leiser Schritt die obere Treppe herab. Der Schlüssel der Haustüre drehte sich im Schloß, eine Gestalt ging aus dem Hause. Sie schlug den Weg nach dem Friedhof ein. Er war verschlossen. Sie umging die Mauer. Da war eine Stelle, die zu übersteigen war. Dort hinten waren die Kindergräber. Es waren ziemlich viele neue da. Vielleicht war eine Seuche gewesen, wer konnte es wissen? Es war nicht so ganz dunkel, die Sterne waren herausgekommen, es war bitter kalt.

Die Mutter suchte umher. Es mußte doch ein Zeichen da sein, das anzeigte, wo das Mariele begraben sei, ein Kreuzlein oder ein Stein. Sie fand keines. Vielleicht war es noch nicht so lange her, und der kleine Hügel noch nicht hergerichtet. Der Mond kam heraus und schien auf ein Gräb-  
lein, darauf lag ein Kranz aus blechnen Blät-  
tern, mit Wachrosen geziert. Der kam ihr be-

kannt vor. Solch einen hatte sie in ihrer Schlaf-  
kammer gehabt, er war von ihrem eigenen Schwe-  
sterlein her noch da. Sie hatte ihn mit in ihr Heim  
genommen, er hatte sie schön gedünkt. Nun zeigte  
er an, wo das Mariele lag. Wenigstens glaubte  
sie es.

Sie setzte sich auf das Hügelchen: „O Ma-  
rielle.“ Es löste sich etwas in ihr. Sie konnte wei-  
nen, es brachen alle Bäche in ihr auf. Sie wollte  
nicht wieder aufstehen. Es war der einzige Platz  
auf der Welt, wo sie sein konnte.

Sie war auch so müde. Sie hatte ein so schwe-  
res Kreuz bis hierher getragen. Es war kein  
Bunder gewesen, daß sie den Berg so schwer her-  
aufgekommen war. Niemand hatte ihr geholfen,  
es zu tragen, als etwa hie und da die Aufseherin.  
Die hatte gesagt, daß Gott die Liebe ansähe, auch  
im Sündigen.

„Das Mariele habe ich auch lieb gehabt“,  
dachte sie. Sie besann sich lange, es kam ihr aller-  
hand untereinander. „Wenn ich in Marieles  
Gräb-  
lein läge, da käme meine Hand nicht her-  
aus, das Mariele würde sie mir nicht loslassen.“  
Da war das Kind auf einmal da. Es konnte rich-  
tig sprechen. Es konnte auch richtig gehen. Es  
streichelte die Hand der Mutter. Die wollte das  
nicht leiden. „Sie ist verflucht“, sagte sie. „Gott  
verflucht nicht“, sagte das Mariele. „Das haben  
die Menschen so gemacht.“

„Du bist ja so gescheit geworden“, sagte die  
Mutter. Da lächelte das Kind. „Gescheit nicht.  
Nur gesund. Du wirst jetzt auch gesund.“

Der Mutter wohlte es. So wohl war es ihr  
lange nicht gewesen. „Ich muß jetzt aber zuerst  
schlafen“, sagte sie. „Ja, ja, komm nur ins Bett“,  
sagte das Kind, es war groß und schön.

Da schlief sie schon. Sie schlief so tief, sie war  
so müde gewesen. Sie lag auf Marieles Bett.  
Das ihrige daheim war ja so hart gewesen.

Anna Schieber

## Wissenschaft aus den Fugen

Daß die Welt aus den Fugen geraten ist, er-  
leben wir jeden Tag. In diesem turbulenten Be-  
trieb sehnt man sich nach Besinnung und nach  
klaren Linien, nach Tatsachen, welche nicht durch  
irgendeine Propagandamühle gegangen sind. Man  
denkt an die Wissenschaft, der es doch in erster  
Linie — wenigstens nach den überlieferten Be-

griffen — zukommt, nach der Wahrheit zu stre-  
ben. Undessen machen wir die unliebsame Ent-  
deckung, daß auch der Physiker und der Chemi-  
ker, der Physiologe und der Hygieniker einge-  
spannt worden sind in den alle Energien fressen-  
den Apparat der totalen Kriegsführung. Auch die  
Wissenschaft muß heute als obersten Gebieter